Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 6

Artikel: Die Frau und der Friede
Autor: Ragaz, Clara
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133536

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gewaltigen Frage bewußt sein, damit alle Energie und Macht, über die das Proletariat verfügt, dem großen Werke gewidmet werden!

J. P. Troelstra.

Die Frau und der Friede.[1]

Verehrte Anwesende! Heute Nachmittag haben wir darüber gesprochen, was für einen Einfluß der Krieg auf die Frauenbewegung habe. Heute Abend lautet die Fragestellung gerade umgekehrt: „Was für einen Einfluß hat die Frau auf die Friedensbewegung?" Heute Nachmittag haben wir gleichsam unsere Kräfte geprüft, unsere Lage erwogen, die Bilanz des Jahres gemacht. Heute Abend fragen wir uns: „Wie wird das, was wir erobert haben oder erobern möchten, der Menschheit zugute kommen?" Denn das ist ja sicher, daß wir in unserm Streben nach mehr Selbständigkeit und mehr Recht, oder, besser gesagt, nach Selbständigkeit und Recht, nicht bloß das Unsre suchen, sondern auch wieder dem Ganzen dienen möchten.

Nun scheint wohl manchen die Beantwortung der Frage recht einfach. „Selbstverständlich gehören Frau und Friede zusammen; selbstverständlich wird die zu ihrem Recht gelangte Frau allen ihren Einfluß darauf verwenden, künftige Kriege unmöglich zu machen." Ja einige ganz „rechtgläubige" Verfechterinnen des Frauenstimmrechtes werden uns sogar sagen: „Selbstverständlich wäre auch dieser Krieg nicht ausgebrochen, wenn wir Frauen das Recht der Mitentscheidung gehabt hätten." Es ist ja überhaupt merkwürdig zu beobachten, wie kaum eine der vielen Bewegungen und Bestrebungen unserer Zeit sich nicht bemühte, darzutun, daß sie und gerade sie die Katastrophe hätte verhindern können oder zum mindesten eine neue verhindern könnte, wenn sich nur alle guten Kräfte bei ihr gesammelt hätten oder sammeln wollten. Nicht nur die großen Bewegungen: Sozialismus, Genossenschaftswesen, Frauenbewegung, Friedensbewegung erwarten von der Stärkung ihrer Sache eine Förderung des Weltfriedens, nein, jede kleine und kleinste Reformbewegung macht darauf Anspruch und möchte aus den Trümmern der großen Weltkatastrophe Bausteine sammeln, um gerade für ihre Theorie einen Tempel zu bauen. Und noch merkwürdiger ist, daß sie alle Recht und alle Unrecht haben. Gewiß ist jede Bewegung, die darauf ausgeht, Menschen zu gemeinsamer Arbeit an irgend einem gemeinsamen Menschheitsziel zu sammeln, eine För-

---

[1]) Referat, gehalten an der Generalversammlung des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht in Biel.

derung des Friedens, aber sie ist es denn doch nur in dem Maße, als sie selbst wieder bereit ist, sich in das große Ganze einzuordnen und ihm unterzuordnen, ihr kleines Tempelchen dem großen Tempelbau anzugliedern. Ein Sozialismus, der nur nach Herrschaft und Gewalt einer Klasse strebte, eine Genossenschaftsbewegung, die nur den materiellen Gewinn ihrer Mitglieider im Auge hätte, eine Frauenbewegung, die nur Frauenrechte wollte, eine Friedensbewegung, die nur auf die Abschaffung des Krieges, nicht aber seiner tiefern Ursachen hinarbeitete, sie alle könnten noch nicht den Anspruch darauf erheben, Menschheitsbewegungen im tiefsten Sinne und damit wirkliche Friedebringer zu sein.

Wie steht es nun aber mit der Frauenbewegung? Ich habe vorhin gesagt, daß sie in ihrem Streben nach Recht und Selbständigkeit der Frau nicht bloß das Ihre gesucht habe, sondern durchaus bereit gewesen sei, dieses Recht und diese Selbständigkeit wieder in den Dienst des Größeren zu stellen. Und gewiß dürfen wir das mit gutem Grund behaupten. Die besten unserer Führerinnen haben das immer und immer wieder ausgesprochen, und wir andern haben diese ihre Wegleitung mit Anerkennung und Zustimmung angenommen und haben uns bemüht, das, was uns an Rechten eingeräumt wurde, jeweilen zum Wohl der Allgemeinheit zu verwenden, ja sogar trotz aller Hemmungen, die uns unsere politische Rechtlosigkeit auferlegte, uns in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Wir können ja gerade jetzt auf glänzende Leistungen der Frau in der Organisations- und Hilfsarbeit hinweisen.

Und dennoch könnte ich jenen nicht zustimmen, die meinten, wenn wir Frauen das Stimmrecht gehabt hätten, wäre die Katastrophe des Weltkrieges nicht über uns hereingebrochen. Ja, ich gestehe es offen, die Frau ist mir eine große Enttäuschung gewesen. In dieser Zeit des allgemeinen Zusammenbruches ist auch da etwas zusammengebrochen. Vielleicht tue ich ihr Unrecht, aber dann nur, weil ich sie zu hoch eingeschätzt habe. Ich habe ja nicht alles von ihr erwartet; aber ich habe mehr von ihr erwartet. Daß sie, schwach und politisch rechtlos, mangelhaft orientiert und organisiert, wie sie ist, in die mächtigen Speichen des Weltgeschehens nicht einzugreifen vermochte, das ist ihr gewiß nicht zu verargen; aber daß sie diesem Weltgeschehen gegenüber im allgemeinen nicht eine andere Stellung eingenommen hat, das ist tief betrübend. Gewiß sind einzelne Stimmen von Frauen in der Oeffentlichkeit laut geworden, die der Frau alle Ehre machen, Stimmen, die eine Verurteilung des Krieges statt des Gegners fordern, die das Vereinigende statt das Trennende betonen, die Liebe statt Haß predigen, und gewiß haben wir unter der großen Masse der Frauen solche und oft gerade einfache Frauen, die mit einer Leidenschaft und einem verzehrenden Eifer den Problemen

des Krieges nachgehen und über die Mittel zu seiner Beseitigung nachgrübeln, daß man sich ihnen gegenüber seiner Stumpfheit und Lauheit schämt; aber sie sind leider die Ausnahme. Die großen Massen sind andere Wege gegangen. Die Mehrzahl der führenden Frauen und die breiten Massen der Frauen der kriegführenden Länder machen mit oder haben wenigstens mitgemacht in Kriegsbegeisterung, in Bewunderung der Kriegstechnik und Kriegsorganisation, in Haß und Verachtung gegenüber dem Gegner, in der Furcht, ihrem Vaterlande zu schaden, auch wenn sie nur an Friedensberatungen teilnähmen, in der Predigt vom „Durchhalten" bis zum „ehrenvollen Frieden" und wie die schönen Dinge alle heißen. Gewiß haben die Frauen in diesem Sinne Großartiges geleistet an Hilfsarbeit, an Pflegedienst, an Opferbereitschaft; sie haben ihre Männer und ihre Söhne nicht nur ziehen lassen, nein, sie haben sie zum Hinausziehen aufgefordert; sie haben zu Hause freiwillig oder durch die Verhältnisse gezwungen, aber auf jeden Fall ohne Murren, harte Entbehrungen auf sich genommen. Für das alles wollen und dürfen wir ihnen unsere Bewunderung nicht versagen. Nein, sie haben Großartiges geleistet, ich sage es noch einmal in voller Ehrlichkeit — aber sie haben es geleistet für den Krieg, nicht gegen den Krieg.

Wollen wir deshalb, was sie getan haben, verkleinern? Wollen wir über sie zu Gericht sitzen? Nein, gewiß nicht. Namentlich das letztere stünde uns nicht an; denn ich bin fest überzeugt, daß wir Schweizerfrauen, wenn der Krieg über unser Land hereingebrochen wäre oder noch hereinbräche, uns genau gleich verhalten hätten oder verhalten würden. Es wäre die gleiche Opferwilligkeit da, die gleiche Dienstbereitschaft und — die gleiche Widerstandslosigkeit gegenüber der allgemeinen Strömung.

Nur das, meine ich, wollen wir daraus lernen, daß wir Frauen, wenn wir den Krieg als eine Schuld, als etwas, das nicht sein sollte, empfinden, diese Schuld nicht einfach von unsern Schultern auf die Schultern der Männer abwälzen dürfen, sondern daß wir uns eingestehen: „Nein, so wie wir heute sind, hätten wir den Krieg nicht abgewendet, auch wenn wir das Stimmrecht gehabt hätten."

Wir müssen ja sowieso bedenken, daß in keinem Lande die Entscheidung über Krieg und Frieden in den Händen des Volkes, oder, um es ganz richtig auszudrücken, in den Händen der männlichen Bevölkerung liegt. Die Ultimaten werden gestellt und beantwortet, ohne daß die, die mit ihrem Gut und Blut die Kosten der Antwort zu bezahlen haben, darum befragt werden. Weder die Männer noch die Frauen des Volkes bekommen es zu erfahren, was in den Kabinetten und an den grünen Tischen verhandelt wird; sie werden erst vor die vollendeten Tatsachen gestellt. Ja und auch diese Tatsachen sehen in jedem Lande wieder

anders aus; auch von diesen Tatsachen erfährt der brave Bürger und die brave Bürgerin nur gerade, was ihm bekömmlich oder vielmehr, was den Zwecken der betreffenden Regierung dienlich ist. Wir haben ja dieses Schauspiel zur Genüge erlebt, wie die Regierung jedes Landes so rein und unschuldsvoll wie das neugeborenste Kindlein dastand, und das noch viel verwunderlichere Schauspiel, wie auch diejenigen, die früher dieselbe Regierung als eine durchaus nicht unfehlbare Institution angesehen und sich an Kritik und Mißtrauen ihr gegenüber überboten hatten, nun auf einmal jedes Wort, das aus ihrem Munde kam, als unumstößliche und unbezweifelbare Wahrheit hinnahmen und so sich gutwillig überzeugen ließen von der unabwendbaren Notwendigkeit des „heiligen Verteidigungskrieges". Und wie die Männer, so die Frauen! So können wir uns nicht schmeicheln, daß wenn die Völker, ich meine die ganzen Völker, Männer und Frauen, den letzten Entscheid zu treffen gehabt hätten, sie sich gegen den Krieg entschieden hätten. Irre geleitet, wie sie waren, unfähig, Wahrheit und Trug zu scheiden, unfähig, politische Machinationen zu durchschauen, unfähig, sich von alten Denk- und Anschauungsweisen los zu machen, hätten die großen Massen wohl entschieden, wie man's von oben herab von ihnen verlangt hätte, auch wenn in diesen großen Massen die Stimme der Frau mit ihr Geltungsrecht gehabt hätte.

So wäre also das Frauenstimmrecht nichts nütze?

Ja, wäre überhaupt der Kampf um den Weltfrieden nichts nütze, weil Kriege doch immer unvermeidlich blieben?

Nein, Gott sei Dank, sehe ich mit mehr Hoffnung in die Zukunft. Nein, Gott sei Dank, erwarte ich für die Frau und für die Menschheit mehr von der Zukunft.

Darum sage ich: trotz aller Enttäuschung — erst recht den Kampf ums Frauenstimmrecht. Trotz aller Enttäuschung — erst recht den Kampf um den Weltfrieden!

Ja, erst recht den Kampf um das Frauenstimmrecht; denn wenn ich vom Stimmrecht allein auch nicht alles erwarte, so gehört es für mich doch mit zu den Bedingungen einer Aufwärtsbewegung der Frau und der Menschheit.

Warum haben wir Frauen versagt? Weil wir zu wenig wir selbst waren; weil wir zu abhängig vom Manne sind. Weil wir immer noch der Meinung sind, die Welt, wie sie die Männer für uns und für sich eingerichtet haben, sei die einzige zu Recht bestehende; ihre Vorschriften, ihre Satzungen, ihre Anschauungen, ihre Ideale müßten ungeprüft auch unsere Vorschriften, Satzungen, Anschauungen, Ideale sein. Das männliche Ideale sei Mut, Tapferkeit, Trotz, so wurden wir von Jugend auf gelehrt und das weibliche Ideal Sanftmut, Hingebung, Milde. Gut, es sei so! Ich will das heute nicht weiter untersuchen. Aber warum soll

denn die Welt, die aus Männern und Frauen zusammengesetzt ist, nur das Gepräge der männlichen Tugenden haben und sollen bloß Mut, Tapferkeit, Trotz gelten? Könnten nicht in dieser Welt auch einmal die Gesetze der Sanftmut, Hingebung und Milde herrschen? Nein, nicht wahr, das ist eine Utopie, und es ist echt „frauenhaft", einen solchen Gedanken auch nur einen Augenblick in sich auftauchen zu lassen? Da haben wir uns die Rollen ja viel besser verteilt; dem Mann mit seinen männlichen Tugenden der Selbstbehauptung, des Machtdranges, der Eroberungslust sind die Angelegenheiten des öffentlichen Wohles anvertraut und der weniger geistesstarken, etwas zu Sentimentalität geneigten Frau bleibt es dann überlassen, allfällige Härten der Gewaltherrschaft auszugleichen, allfällige Wunden des Lebenskampfes zu verbinden. So ist es in gewöhnlichen Zeiten und so ist es in erhöhtem Maße in Kriegszeiten.

Auch in gewöhnlichen Zeiten ist die Losung, der die Welt gehorcht, Kampf: Kampf ums Brot, Kampf um Macht, Kampf um Licht, Sonne, Freude, und für diesen Kampf ist im Allgemeinen der Mann besser ausgerüstet als die Frau. Er ist der physisch stärkere, von der Natur zu größerer Unabhängigkeit Geschaffene, die Frau durch ihre Mutterschaft die Gebundenere, Abhängigere, mehr auf den Schutz als auf den Kampf Angewiesene. Wird ihr aber darum der Kampf erspart? Wird er ihr erleichtert? Wird die Hilfe, deren sie Bedarf, ihr als schuldiger Tribut für die ihr durch die Mutterschaft auferlegte Mehrbelastung geleistet? Keineswegs. Unsere Welt ist auf Kampf eingerichtet, auf die Herrschaft des Stärkern über den Schwächern, und wenn dieser Schwächere nun zufällig noch durch ungünstigere äußere Verhältnisse benachteiligt ist, umso schlimmer für ihn; dann ist es eben erst recht sein Schicksal, sich dem Stärkeren zu beugen. Ordnung muß sein, und Ordnung besteht darin, daß der Starke seine Kraft zum Herrschen braucht und der Schwache sich unterordne. Ein krasses Beispiel für diese Auffassung ist der uns so oft entgegengehaltene Einwand gegen das Frauenstimmrecht: Die Frau leistet keinen Militärdienst, deshalb hat sie auch kein Recht auf eine Beteiligung am öffentlichen Leben. Das ist der Standpunkt des mittelalterlichen Ritters, der den Bauern Schutz versprach, aber nur auf Kosten ihrer Unabhängigkeit. Ritterlich, edelmännisch gedacht, in dem Sinne, wie wir das Wort heute gebrauchen, ist das aber nicht. Es ist diese Auffassung auch um so unlogischer, als eine Beteiligung der Frau an den Beratungen der öffentlichen Angelegenheiten ja durchaus nicht etwa eine Vermehrung der Kriegsmöglichkeiten bedeuten würde, so daß man ihr etwa sagen könnte: „Du hast kein Recht, uns in Händel hineinzuziehen, die wir dann doch allein ausfechten müssen." Im Gegenteil, eine Verweichlichung und Erschlaffung in der Führung der öffentlichen Angelegenheiten

wurde befürchtet für den Fall, daß die Frau ihre Ansprüche durchsetzte; man hatte Angst, in seinen kriegerischen und kämpferischen Neigungen gehemmt zu werden, sobald die Frau ihr Wort mitzureden hätte; das wurde ganz offen ausgesprochen.

Und darin hatte man Recht: das kriegerische Ideal ist nicht unser eigenstes Ideal. Wir können uns für Heldentum und Kriegstaten des Mannes begeistern, ja wir können uns wohl gelegentlich auch selbst zu Heldentum und Kriegstaten hinreißen lassen; aber unserer Natur entspricht mehr das leidende als das handelnde Heldentum. Wir sind mehr geneigt, uns mit den Dingen, wie sie sind, abzufinden, uns in die gegebenen Verhältnisse zu fügen, mit Jammern und Seufzen vielleicht zu fügen, aber doch zu fügen. Das ist zugleich unsere Kraft und unsere Schwäche, unsere Kraft, weil es uns die Fähigkeit gibt, auszuharren in Verhältnissen, die beinahe unerträglich scheinen, ja nicht nur auszuharren, sondern uns aus allerlei Eckchen und Endchen und Ueberbleibseln irgend ein Schirmdach zuwegzumachen, das uns vor dem ärgsten Hagelgeprassel und Sturmgebraus schützt, so daß wir schließlich unser Los nicht einmal als so besonders hart empfinden. Unsere Schwäche aber ist diese unsere Anpassungsfähigkeit, weil sie uns gerade auch am Kampf um die besseren Verhältnisse hindert.

Es ist aber noch etwas, das uns Frauen zum Kampfe weniger geeignet und geneigt macht. Das ist unser innigeres Verknüpftsein mit den einzelnen Menschen. Das ist ja auch etwas, das man uns vorwirft und wenn wir es als Vorwurf gelten lassen wollen, mit Recht vorwirft, daß wir uns mehr um die Personen, als um die Sachen kümmern. Ich glaube, daß da wirklich ein Unterschied besteht zwischen den beiden Geschlechtern, wenn er vielleicht auch nicht so groß ist, als es die Männer gelegentlich darstellen wollen, da ich meine, daß auch sie die Ideen nicht immer so ganz von den Menschen loslösen. Immerhin ist ein Unterschied wohl da, und auch dieser Unterschied mag wieder unser Vorzug und unsere Schwäche sein: unser Vorzug, wo uns dieses innigere Verbundensein mit den einzelnen Menschen dazu befähigt, sie zu verstehen, uns in ihre Lage und ihre Anschauungsweise hineinzuversetzen und ihnen aus unserm Verständnis heraus Hilfe und Trost zu bringen, unsere Schwäche, wenn es uns zur Verleugnung unserer Eigenart und zur charakterlosen Annahme der Meinungen anderer führt.

Wir sind diesen Gefahren unserer Vorzüge, oder, bescheidener ausgedrückt, unserer besonderen Frauenart, auch im gewöhnlichen Leben vielfach unterlegen. Wir haben uns mit Verhältnissen abgefunden, mit denen wir uns niemals hätten abfinden dürfen. Ich denke an das ungeheure soziale Unrecht der Mißachtung der Frau, das sich in hundertfacher Gestalt und Form äußerte, in der gewissenlosen Ausbeutung ihrer Arbeitskraft, in der Minderbewertung ihrer Arbeitsleistung, in der Vorenthaltung öffentlicher

Rechte, und an den krassesten Ausdruck derselben, die Prostitution. Gewiß haben einige von uns gegen die eine oder die andere Form dieser Mißachtung den Kampf aufgenommen; aber wie oft, wie oft sind wir da auf die vollkommene Gleichgültigkeit gerade unserer Geschlechtsgenossinen gestoßen, ja wie oft haben wir noch bei den fortgeschritteneren Frauen, die vielleicht für die eine Forderung zu haben waren, eine vollständige Verständnislosigkeit für die andern Forderungen und ihre innern Zusammenhänge gefunden. Wie oft hat gerade in solchen Kämpfen die Frau versagt, weil sie ihren Stolz darein setzte, „objektiv" und „unbefangen" und „realpolitisch" und „vorurteilslos" wie die Männer zu denken, statt daß sie ihren Stolz dareingesetzt hätte, wie eine Frau zu denken, zu empfinden und zu handeln.

Das Gleiche ist nun beim Ausbruch und seit Ausbruch des Krieges geschehen. Die Frau von sich aus wäre nicht darauf gekommen, daß der Mord zweier Menschen und wenn es auch gekrönte oder beinahe gekrönte Häupter wären, mit dem Blute ganzer Nationen gesühnt werden müsse; sie hätte nicht gemeint, daß der Widerstreit handelspolitischer Interessen nur durch Waffengewalt beigelegt werden könne und daß die Ehren der verschiedenen Nationen stets durch periodische Blutbäder blank erhalten werden müssen. Die Frau von sich aus hätte nie jubeln können über eine eingenommene Festung, über ein versenktes Kriegsschiff, über eine gewonnene Schlacht; sie hätte als Frau doch immer die einzelnen Menschen gesehen, die da auf beiden Seiten geopfert werden müssen; sie hätte an die Mütter gedacht, die ihre Söhne in dieser Hölle draußen haben und an die Frauen, die täglich und stündlich um das Leben ihrer Männer bangen müssen, und ihr wäre die Festung wertlos erschienen im Vergleich zu den geopferten Menschen, und sie hätte den Sieg verwünscht im Gedanken an das blühende Leben, an die junge Kraft, an die ganze Zukunftssaat, die da auf dem Schlachtfelde vernichtet wurde. Aber sie hat nicht ihre eigenen Gedanken gedacht. Sie hat die herkömmliche Denkweise, die die Denkweise der Männer ist, übernommen; sie hat sich von der breiten Strömung mitreißen lassen und hat mitgejubelt und mitgefeiert und — das ist ganz sicher — ihr reichlich Teil mitgelitten.

Ist das verwunderlich? Nein. Die Frau, die eben von Jugend auf in Abhänigkeit vom Manne gehalten wurde und sich ihrem Platz neben ihm im besten Falle erst erkämpft hat, schaut unwillkürlich zu diesem Mann, der so vieles besitzt, was ihr noch versagt ist, als zu einem Wesen höherer Ordnung auf und setzt darum ihren Ergeiz darein, sich ihm möglichst ebenbürtig zu zeigen und ist versucht, ihre Gleichwertigkeit durch den Beweis ihrer Gleichartigkeit dartun zu wollen. Wir haben die gleiche Erscheinung bei der Sozialdemokratie. Auch dort hat die Darniederhaltung und Unterdrückung, die Mißachtung und Verkennung, die sie immer

wieder erfahren mußte, ein Minderwertigkeitsbewußtsein erzeugt, das zur Verleugnung ihrer selbst und ihres besten Ideals, zur Verleugnung des Gefühls der allgemeinen Verbundenheit aller Leidenden und Unterdrückten führte, das sie vom Internationalismus zum Nationalismus abfallen ließ. Sie, der so oft Vaterlandlosigkeit vorgeworfen wurde, wollte nun gerade zeigen, wie unrecht man ihr getan; sie, die man oft des Materialismus und des Klassenegoismus angeklagt hatte, schwelgte nun darin, durch Drangabe ihrer Menschen und ihrer höchsten Ziele ihre vaterländische Gesinnung und ihre Opferfähigkeit zu beweisen.

Aber damit ist der Menschheit nicht gedient, daß das eine Geschlecht zu Gunsten des andern und die eine Partei zu Gunsten anderer auf ihre besondere Aufgabe, auf ihre besondere Art verzichte. Die Menschheit ist aus Männern und Frauen zusammengesetzt, die Menschheit ist, wenigstens heute und wohl auf lange noch, aus ökonomisch Starken und ökonomisch Schwachen zusammengesetzt; da geht es nicht an, daß die besonderen Gaben und Vorzüge der einen Hälfte der Menschheit im gesamten Aufbau des öffentlichen Zusammenlebens einfach außer Kraft gesetzt werden, und es geht nicht an, daß ganze breite Volksschichten, die aus ihren besondern Nöten und Umständen heraus wieder zu ihrer besondern Erkenntnis und Auffassung gelangt sind, diese Erkenntnis und diese Auffassung in der entscheidenden Stunde einfach bei Seite legen. Wenn irgendwo, gilt hier die Losung: Ein jegliches diene mit seiner Gabe. Wenn wir Frauen nur Gleichartiges wie die Männer zu bieten hätten, dann wäre unsere Beteiligung am öffentlichen Leben lange nicht so wichtig, und wenn die Sozialdemokratie nicht neue weitere und größere Gedanken in das politische und wirtschaftliche Leben hineinzutragen hätte, als die übrigen Parteien, dann eben wäre sie das, was man ihr unter Verkennung ihrer tiefsten Gedanken vorgeworfen hat: eine einfache Klassen- und Kampfpartei; sie hätte auch als solche noch ihr Recht, aber sie hätte nicht dieselbe Bedeutung für die Menschheit, die sie haben könnte, wenn sie an ihren neuen, unter schweren Leiden und Kämpfen errungenen Menschheitsidealen festhielte.

Diese neuen Ideale, die im Grunde genommen zwar nur neu entdeckte alte Ideale sind, berühren sich eigentümlich mit den Idealen, die dem Wesen der Frau am meisten entsprechen. Sie lassen sich eigentlich ganz einfach in die Losung zusammenfassen: Eine höhere Wertung des Menschen. Unsere heutige Wirtschaftsform, ja unser heutiger Staat setzen die Sache über den Menschen: die Industrie muß blühen, der Arbeiter und namentlich das Arbeiterkind kann drob ruhig verwelken. Der Staat muß durch Waffenmacht nach außen und nach innen glänzen und Ehrfurcht gebieten, darum werden in Friedenszeiten für Rüstungen Millionen geopfert und in Kriegszeiten Milliarden aufgebracht, darum müssen in Friedens-

zeiten die Männer Jahre ihres Lebens und in Kriegszeiten das Leben für diesen Staat hingeben, dem für das Ansehen und die Ehre der Nation kein Opfer zu groß ist, der es aber mit dem Ansehen und der Ehre der Nation als durchaus vereinbar betrachtet, wenn die große Masse seiner Staatsangehörigen von einer kleinen herrschenden Schicht zur Erzeugung von Gütern ausgenützt und nachher als unbrauchbar bei Seite geschoben wird. Zur Verteidigung der Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes ist jeder berufen; aber Freiheit und Unabhängigkeit für sich zu verlangen ja, das ist eine andere Sache! Der Waffenrock muß schmuck sein, die Knöpfe müssen glänzen und kein Fleckchen darf sich auf dem Ehrenkleid zeigen, denn das wäre des Vaterlandes unwürdig; ob aber der gleiche Staatsbürger oder ein anderer, der dieses Ehrenkleid herstellt, im täglichen Leben einen Verdienst hat, der ihm das Tragen eines ganzen Rockes erlaubt, das ist eine persönliche Angelegenheit, in die sich der Staat voll zarter Scheu nicht einmischt. Sie mögen verzeihen, wenn ich bitter werde; aber ich habe gerade neuerdings, um nur ein Beispiel zu nennen, mich wieder mit den Verhältnissen in der Heimarbeit beschäftigt und kann angesichts der völligen Gleichgültigkeit, die der Staat diesem durchaus nicht unbedeutenden Arbeitsgebiete gegenüber zu Tage legt, den Vorwurf nicht unterdrücken, daß der Vater Staat zwar von allen seinen Kindern Liebe und Opfer verlangt, aber sich nicht verpflichtet fühlt, ihnen auch allen Liebe und Fürsorge angedeihen zu lassen. Für den Erlaß eines Arbeiterschutzgesetzes, was braucht es da für Ueberlegungen, ob nicht die Rechte und die persönliche Freiheit des Arbeitgebers oder auch sogar des Arbeiters angetastet werde; bei der Ansetzung der Arbeitslöhne für die untern und untersten Angestellten und Staatsarbeiter, wie muß da Rücksicht genommen werden nicht nur auf die eigenen Geldmittel, sondern auch darauf, daß man nicht etwa durch zu hohe Löhne die Arbeitslöhne überhaupt in die Höhe treibe und so dem Handel, dem Gewerbe und der Industrie die Existenz erschwere; wo es sich um soziale Einrichtungen handelt, wie spielen da ein paar tausend Franken eine Rolle; aber wie verschwinden auf einmal alle Bedenken und Rücksichten und Aengstlichkeiten, wenn es sich um militärische Maßnahmen oder Militärausgaben handelt! Und doch trügen die einen Maßnahmen bei zur Erhaltung von Menschenleben, zur Erhöhung der Volksgesundheit und zur Vermehrung des nationalen Reichtums (denn nicht nur die Vermögen und die Kaufkraft der Großen, sondern auch die Vermögen und die Kaufkraft der breiten Massen kommen für den Nationalreichtum in Betracht), das andere aber sind Maßnahmen zur Vernichtung von Menschenleben und zur Vernichtung von Gütern.

Freilich sagt man uns: „Es sind Maßnahmen zur Erhaltung der Existenz des Volkes. Wo wären die Völker heute ohne den militärischen

Schutz, für den sie in den Zeiten des Friedens gesorgt haben? Ja, wo wären sie?"

Wo sind sie heute? Die Blüte der Jugend, die Männer in der Vollkraft ihrer Jahre draußen in den Schützengräben, draußen auf den Schlachtfeldern, draußen auf den Meeren, droben in den Lüften, auf einander lauernd, mit einander im blutigen Kampfe liegend, sich gegenseitig tausend Martern und Qualen aussetzend; Hunderttausende von ihnen schon gefallen und Hunderttausende verkrüppelt, zu Schanden geschossen, physisch und psychisch gebrochen. Und Tausende von Existenzen vernichtet und die Frauen und Kinder in Angst und Sorge und Not zu Hause, oder von Haus und Hof vertrieben, vom Kriegssturm wie ein Haufen dürrer Blätter durcheinander gewirbelt, verweht, wohin es der Zufall gewollt.

Da sind die Völker heute!

Und wo könnten sie sein, wenn sie den Staat nicht zu ihrem Götzen, sondern zu ihrem Diener gemacht hätten? Wenn ihnen nicht der Staatsgedanke, sondern der Menschheitsgedanke am wichtigsten gewesen wäre? Wenn all die Kraft und staatsmännische Weisheit und die Künste der Diplomatie, die aufgewendet wurden zur gegenseitigen Uebervorteilung und Ueberlistung, zur Festigung der Ehre, des Ansehens und der Macht eines jeden Staates, darauf verwendet worden wären, ein neues Verhältnis der Staaten zu einander zu schaffen, Vereinbarungen zu treffen zur Sicherung des Friedens statt durch immer fieberhaftere Kriegsrüstungen den Krieg vorzubereiten?

Wo sind die Völker heute!

Und wo könnten sie sein, wenn sie den lauten Ruf unserer Zeit nach einer Neuordnung der Beziehungen der Menschen zu einander beachtet hätten? Wenn sie denjenigen, die diese Forderung vertreten, gewiß mangelhaft und in viel Schwäche vertreten, aber doch auch in viel ernster Ueberzeugung, tiefer Leidenschaft und Opferbereitschaft vertreten, mehr Verständnis entgegengebracht hätten, statt sie mit Hohn und Mißachtung zu überschütten? Eine starke, sich selbst treue und mit den Genossen der andern Länder festverbundene Sozialdemokratie hätte dieses Morden verhindern können. Aber man hat alles getan, um sie darniederzuhalten, und um sie von der Schändlichkeit ihres Internationalismus zu überzeugen. Deswegen hätte sie doch sich selbst treu bleiben sollen, gewiß, aber schwer gemacht ist es ihr worden; das dürfen wir zu ihrer Entschuldigung sagen.

Wo sind die Völker von heute!

Und wo könnten sie sein, wenn sie der Frau einen Platz eingeräumt hätten im Staatsleben? Wenn sie ihr erlaubt hätten, ihre Art, ihre Denkweise, ihr Empfinden auch in den Angelegenheiten des öffentlichen Wohls zur Geltung zu bringen, statt daß man sie damit auf die Kinderstube verwiesen hat? Ich unterschätze den Einfluß der Frau in der Kinderstube gewiß nicht, und mein Wunsch und meine Hoffnung für die Frau ist, daß eine Zeit komme, wo sie für die Ver-

waltung dieses ihres eigensten und schönsten Reiches wieder mehr Muße, Kraft und Freiheit habe; aber ich meine, einen wirklichen Wert würde dieser Kinderstubeneinfluß erst erhalten, wenn die Kinderstubenmoral auch die Lebensmoral würde. Entweder — oder! Entweder gilt das, was wir die Kinder lehren sollen, Güte, Freundlichkeit, Liebe, Vertrauen, Großmut, Treue, Wahrhaftigkeit, auch im späteren Leben und Zusammenleben, oder sonst hat es auch für die Kinderstube nicht viel Wert; denn der Kinderstube sind die Kinder bald entwachsen, und was sollen sie dann mit diesen Kinderstubenidealen anfangen, die ihnen im Lebenskampf ja nur hinderlich sind? Und noch einmal sage ich: Entweder — oder! Sind wir Frauen würdig und wert und fähig, der weichen, jungen Kinderseele, diesem Wunder der Wunder, zur Bildung und zur Entfaltung zu helfen, dann müssen wir auch würdig und wert und fähig sein, mitzusorgen dafür, daß das spätere Leben wieder Raum zur Weiterbildung und -Entfaltung gewähre. Ich gehöre nicht zu jenen, die meinen, daß wir Mütter, weil wir die Kinder in Liebe und Sorge großgezogen haben, nun gewissermaßen ein „Recht" auf sie hätten. Nein, ich meine, das, was wir an Mühe und Sorge auf sie verwendet haben, das haben sie uns tausendfältig zurückgegeben durch ihr bloßes Dasein, durch die tägliche Freude und Erquickung, die sie uns waren. Nicht ein Recht auf sie sollten wir haben, meine ich, aber ein Recht für sie, das Recht Lebensverhältnisse für sie zu schaffen, in denen sie körperlich und seelisch gedeihen können.

Das aber haben wir bis jetzt nicht können. Wir haben sie nähren, kleiden, erziehen dürfen, wir haben ihnen das Heim freundlich gestalten und vielleicht auch allerlei Freuden bereiten dürfen, wenn unsere äußere Lebensumstände günstig waren — aber damit war's fertig. Auf Schule, Beruf, Gesetzgebung, Politik hatten wir keinen Einfluß mehr. Dort herrschte der Mann und herrschten seine Ideale.

Zu was uns diese ausschließliche Herrschaft des Mannes geführt hat, haben wir gesehen.

Deswegen, ich betone es noch einmal, möchte ich den Mann nicht anklagen, der einzig Schuldige an dieser Katastrophe zu sein. Ich glaube, daß wir beide gleich schuldig waren und sind und daß wir nur in gemeinsamer Arbeit uns aus diesem furchtbaren Zusammenbruch wieder aufrichten können.

Wir haben beide, Mann und Frau, zu falschen Göttern gebetet, er, indem er Kraft, Trotz, Gewalt zu den obersten Herrschern machte, wir, indem wir uns ihnen beugten; wir haben beide wider das Ideal des freien Menschen gesündigt: er, indem er uns unterdrückte, wir, indem wir uns unterdrücken ließen.

Und es ist heute durchaus nicht so, daß wir allein von dem Einfluß der Frau das Heil zu erwarten hätten. Wenn wir die Menschen an uns vorüber ziehen lassen, die mit der ganzen Kraft ihrer Ueberzeugung und Leidenschaft sich gegen den Wahnsinn des Krieges auf-

lehnen, so finden wir darunter wohl mindestens so viele Männer als Frauen, und Gott sei Dank, daß es so ist; denn, wenn wir für diesen Kampf wieder nur auf die eine Hälfte der Menschheit angewiesen wären, so wäre das ja auch nicht das Richtige; dann würde es im besten Falle eine Unterdrückung der besondern Art des Andern bedeuten. Könnte es nicht vielmehr so sein, daß die Ideale, die der Mann bis jetzt, als ihn im Lebenskampfe hindernd, der Frau zugeschoben hat und deren nicht immer getreue Hüterin sie war, im Grunde genommen doch die Menschheitsideale wären, nach denen sie beide gemeinsam ringen müßten und durch die erst sie miteinander zu ihrer tiefsten Bestimmung gelangten?

Ist es nicht so und sind sie nicht seit zweitausend Jahren dem Namen nach als Menschheitsideale anerkannt worden?

Ja, aber ist es überhaupt möglich, diese Ideale zu verwirklichen?

Ist es nicht Hohn, von Frieden zu reden, wenn immer neue Völker in den Strudel hineingerissen werden?

Ist es nicht Hohn, von einem neuen Bund der Völker zu reden, wenn der Haß und die Erbitterung der Nationen gegeneinander mit jedem Tage wächst und der Kriegswahn und die Kriegswut zu immer unerhörteren und grausameren Mitteln der Kriegführung greift?

Ist es nicht Hohn, von einem neuen Verhältnis der Menschen zu einander zu reden, wenn die Klassengegensätze sich nur noch mehr verschärfen, weil der Krieg noch viel mehr als das gewöhnliche Wirtschaftsleben das Großkapital stärkt und die kleinen Existenzen vernichtet?

Ist es nicht Hohn, von Frauenrechten zu reden, wenn gerade jene Macht triumphiert, die der Frauenbewegung am meisten entgegengesetzt ist, die Macht der rohen Gewalt?

Ja, gewiß, es ist einem etwa einmal, als ob alle Geister der Hölle losgelassen wären und uns nichts übrig bliebe, als vor ihnen zu kapitulieren.

Aber dann wieder hören wir durch den Schlachtenlärm hindurch und aus dem Schlachtenlärm heraus solch einen aus tiefster Seele dringenden Schrei nach Frieden.

Dann wieder wogt uns eine solche Welle der Sehnsucht nach einer neuen Verständigung der Völker entgegen, nach der Erkenntnis dessen, was sie verbindet und nach einer Ueberbrückung der Kluft, die sie scheidet.

Dann wieder begegnet uns ein so aufrichtiger Wille einer Neuordnung der sozialen Verhältnisse und eine so klare Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Mithilfe der Frau bei der Schaffung neuer Grundlagen.

Darum glaube ich, daß nicht nur die Geister der Hölle losgelassen, sondern daß auch alle guten Geister geweckt sind und daß es sich eigentlich nur um ein kräftiges Zusammenfassen dieser guten Geister handelte.

Die Geister der Hölle: Haß, Neid, Eifersucht, Machtdrang, Miß-

trauen sind es ja eigentlich auch, die Bankrott gemacht haben. Das liegt klar genug zu Tage. Gerade in diesem furchtbaren Ringen offenbart es sich, wie eng wir Menschen, wir Völker, wir Männer und Frauen miteinander verknüpft sind: keins kann sein Schicksal von dem des andern loslösen; keins kann dem andern ein Leid zufügen, ohne daß es sich damit selbst träfe; keins kann dem andern Unrecht tun, ohne daß es sich damit selbst ins Gesicht schlüge. Darum wird eine Welt, die auf Kampf, Haß und Mißtrauen aufgebaut ist, immer wieder in solche Katastrophen hineingeraten. Und eine neue Welt können wir nur erwarten, wenn wir den Mut haben, sie auf den Grundlagen der Liebe, des Vertrauens und der Gerechtigkeit aufzubauen.

Dieser Gedanke liegt auch dem Frauenweltbund für den Frieden zu Grunde: Den Haß durch die Liebe verdrängen, das Böse durch das Gute bekämpfen, der Untat die Liebestat gegenüberzustellen.

Aber, ist es nicht etwas ganz Ungeheuerliches, an so etwas zu glauben? Würde die Welt nicht erst recht in Trümmer fallen, wenn wir sie auf solch schwanker Grundlage aufbauen wollten?

Ist sie nicht jetzt in Trümmer zerfallen, wo sie auf dem scheinbar stärksten Instinkt des Menschen, der Selbstsucht, aufgebaut war? Und wenn wir zu Grunde gehen müßten, wollten wir nicht lieber an der Liebe als am Haß zu Grunde gehen?

Aber ich glaube nicht, daß wir zu Grunde gingen.

Es ist, das gestehe ich, eine Sache des Glaubens; aber wollen wir immer nur an das Böse glauben und nicht einmal auch den Mut fassen, an die Macht des Guten zu glauben? Und wären da nicht gerade wir Frauen berufene Trägerinnen eines solch neuen Glaubens? Wir, die wir in der Kinderseele einen solchen Reichtum der Liebe, der Reinheit, des Vertrauens und der natürlichen Güte erkennen dürfen, sollten wir nicht glauben können an die Fähigkeit zur Liebe, zur Reinheit, zum Vertrauen und zur Güte im Menschen überhaupt?

Aber freilich, nur mit dem Glauben allein ist es nicht getan.

So wenig wir das Kind, weil wir in ihm diese reichen Ansätze zum Guten sehen, nun getrost sich selbst überlassen dürften, so wenig genügt es, nun bloß an das Gute im Menschen zu glauben und die Welt im übrigen ihren Lauf gehen zu lassen.

Nein, es heißt aus unserm Glauben heraus handeln und dieses Handeln bedeutet heute wohl nichts anderes als Kämpfen.

Also doch wieder Kämpfen? Ja, kämpfen und zwar einen bittern, schweren, harten Kampf kämpfen. Keinen Kampf mit Kanone und Maschinengewehr, Kriegsschiff und Militärluftschiff, aber einen Kampf gegen Kanone und Maschinengewehr, Kriegsschiff und Militärluftschiff. Und ich glaube, daß der noch der schwerere sein wird; denn das sind die Götter geworden, denen die Völker ihre Geschicke anvertraut haben, und sie angreifen, heißt heilige Güter angreifen.

Aber noch gegen andere Götter müssen wir kämpfen: gegen den Staat, der um seiner selbst willen da ist, für einen Staat, der um

der Menschen willen da ist; gegen einen Staat, in dem eine Handvoll Männer in einem Augenblick diplomatischer Schwierigkeiten über Millionen von Menschen Not und Tod bringen können, für einen Staat, der seine Entscheidungen im Blick auf das Wohl und Wehe dieser Millionen trifft; gegen einen Staat, der seine Beziehungen zu den auswärtigen Mächten in Dunkel und Geheimnis hüllt, für einen Staat, der seinen Angehörigen Einblick gewährt in seine Geschäfte, deren Risiko sie voll mitzutragen haben; gegen einen Staat, der Ehre und Recht dem bloßen Waffenglück anvertraut, für einen Staat, der Ehre und Recht der Weisheit seiner geistigen Führer anvertrauen kann.

Und auch hier hört unser Kampf nicht auf. Wir müssen um eine Wirtschaftsordnung kämpfen, die Brot und Land, Macht und Recht wieder gleichmäßiger verteilt und nicht durch Anhäufung ungeheurer Schätze in den Händen einiger Weniger diese Wenigen zu den Beherrschern der Märkte und damit zu den eigentlichen Herrschern der Welt macht.

Also Kampf, Kampf und wiederum Kampf!

Wie aber ist dieser Kampf zu führen? Was nützt es, bloß einen Kampf wieder durch einen andern zu ersetzen? Ich meine, das Neue an diesem Kampfe wäre, daß er in einem neuen Geist geführt würde, ein gemeinsamer Kampf, um eine gemeinsame Sache wäre, nicht ein Kampf ums eigene Recht und ums eigene Glück, sondern ein Kampf um Menschheitsrechte, um Menschheitsgüter, ein Kampf, in dem wir bereit sein müßten, uns zu opfern, statt daß wir versuchten, andere zu opfern.

Und schwere Opfer würde er fordern; denn wir haben einen furchtbaren Gegner. Nicht nur, daß er stark und mächtig und wohlorganisiert ist; er ist auch das Bestehende, und das Bestehende hat immer eine große Gewalt über die Menschen, weil es das Vertraute, Gewohnte, von Jugend auf Bekannte ist.

Wir aber müßten ringen um etwas Kommendes, um etwas, das noch nicht greifbar und faßbar ist, das wir den Menschen noch nicht als ein schönes fertiges System, wie den Bauplan eines neuen Hauses, vorlegen können. Wir könnten noch nicht wohlvorgezeichnete Wege weisen, sondern müßten unsere Wege suchen, und könnten nur eins mit Sicherheit von ihnen sagen, daß es dornenvolle und steinige Wege sein werden; wir könnten nicht einmal versprechen, daß wir nicht auch Umwege und Irrwege machten; nur dessen könnten wir sicher sein, daß wir uns immer wieder zurechtfinden würden, wenn wir uns von dem einen Gedanken leiten ließen, dem Gedanken an die brüderliche Verbundenheit aller Menschen.

Wie sind aber wir Frauen zu einem solchen Eroberungszug in Neuland ausgerüstet? Ist nicht der Mann mit seiner natürlichen Kampfbereitschaft und Eroberungslust auch da der gegebene Vorkämpfer? Können wir Frauen da mitmachen? Das Bestehende hat doch namentlich über uns Frauen eine große Gewalt; es geht lange, bis wir uns in Widerspruch mit ihm setzen.

Gewiß, aber wenn wir dann das Neue erfaßt haben, glaube ich, halten wir auch mit einer ganz besondern Zähigkeit daran fest. Darum baue ich doch auch gerade auf uns Frauen in diesem Kampf um den Weltfrieden. Nicht auf uns allein, aber auch auf uns.

Frauenrechte verlangen, heißt überhaupt nicht Männerrechte unterdrücken; Frauenart zur Geltung bringen, heißt nicht Männerart geringschätzen.

Wir meinen nur, daß die Männer und Frauen gemeinsam der Welt ihr Gepräge geben sollen. Wir überschätzen das Frauenstimmrecht nicht; wir wissen, daß die Frau es auch noch im rechten Geiste erfassen und ausüben muß, damit es ihr und der Menschheit zum Segen werde. Aber es wäre für sie ein Symbol ihrer Mitverantwortlichkeit an den Geschehnissen des öffentlichen Lebens, es wäre für sie eine Befreiung aus hemmender Gebundenheit und damit eine Entlastung in ihrer Arbeit, und was noch wichtiger wäre, eine Stärkung ihres Selbstvertrauens und Selbstgefühls; es wäre für die Menschheit die Verwirklichung eines Stückchens Gerechtigkeit und würde sie darum einen Schritt höher führen.

Dabei wissen wir, daß es sich bei diesem Aufstieg der Menschheit, an den wir glauben, nicht um Mann oder Frau, sondern um Mann und Frau handelt. Ueber dem Frauenideal und über dem Mannesideal steht das Menschheitsideal, und unsere Hoffnung ist, daß die freie Frau mit dem Manne zusammen an der Menschwerdung des Menschen arbeite.

Wenn ich diese Hoffnung nicht hätte, dann hätte auch das Frauenstimmrecht keinen Wert für mich.

Aber ich habe diese Hoffnung, und darum sage ich: Mit dem Manne zusammen durch Kampf und Opfer zum Frieden!

Clara Ragaz.

Rundschau.

„Christentum und Krieg" vor dem Militärgericht.[1]) Der „Zürcher Post" vom 26. März entnehme ich folgenden Bericht über eine Verhandlung des Divisionsgerichtes III:

„Das Divisionsgericht III verurteilte dieser Tage einen Fahrer zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten, ein Jahr Einstellung im Aktivbürgerrecht und zu den Kosten, weil er aus religiösen Gründen dem Mobilisationsbefehl nicht gehorcht hatte. Der Landwirt gehörte der Gesellschaft der ‚Antonianer' an, jener, wie er auseinandersetzte, ‚wahren Gläubigen der Kirche Christi', denen es verboten sei, Militär-

[1]) Infolge eines unliebsamen Zufalls erscheint dieser Artikel erst in diesem Heft, statt im letzten.